



Märchen ◦ Dystopien ◦ Steampunk ◦ Fantasy

🌐 [www.weltenpfad.net](http://www.weltenpfad.net)

## **Über die Autorin**

Träume können die Zukunft verändern.  
Doch erst, wenn man die Augen öffnet,  
kann man sie verwirklichen!

Von diesem Gedanken getragen, zog es Laura Kier, geboren 1985, vom Ruhrgebiet nach Niedersachsen. Dort genießt sie als Biologin das ländliche Leben und sammelt Inspiration in der Natur. In Märchen, Dystopien, Fantasy- und Steampunkromanen erzählt sie davon, den eigenen Träumen zu folgen. Sie entführt ihre Leser in Welten, die aus Worten zum Leben erwachen.

»Myalig - Gestohlene Leben« ist ihre erste längere Märchenadaption.

Mehr über die Autorin unter [www.weltenpfad.net](http://www.weltenpfad.net)

Laura Kier

# Myalig

gestohlene Leben

Roman

Band 18 der Märchenspinnerei



ISBN Print: 978-3-96427-003-0  
ISBN eBooks: 978-3-96427-004-7 (epub),  
978-3-96427-005-4 (mobi)

1. Auflage, September 2019  
© Laura Kier  
[www.weltenpfad.net](http://www.weltenpfad.net)

Laura Kier  
c/o Papyrus Autoren-Club  
Pettenkoferstr. 16-18  
10247 Berlin

Lektorat: Franziska Kopka, Charlotte Erpenbeck  
Korrektorat: Stefanie Szabo

Satz: Laura Kier  
Coverdesign: Laura Kier  
Scherenschnitte: Stefanie Szabo

Druck: [booksfactory.de](http://booksfactory.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

*Doch Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,  
nach dem Gesetz, dem Grund, Warum und Wie.*

*Johann Wolfgang von Goethe*





## 1. Kapitel

# Abschied

Schlamm und Dreck spritzten unter meinen Füßen auf. War es der Regen oder waren es meine Tränen, die das Bild der reifenden Weinreben vor meinen Augen verschwimmen ließ? So sehr ich den Weinberg sonst liebte, heute stimmte er mich traurig. Die Ernte würde verloren sein, wenn es nicht bald aufhörte zu schütten. Andererseits: Falls der Androide dieses Grafen von Sonnfried recht hatte, dann war bereits jetzt alles verloren.

Der Regen peitschte mir ins Gesicht, vermischte sich mit meinen Tränen. Das konnte unmöglich wahr sein!

»Beil dich, Amanda«, sagte ich zu mir und den Weinstöcken. »Erfüll Vater seinen letzten Wunsch.«

Tief atmete ich ein und betrachtete die hügelige Landschaft. Normalerweise trösteten mich die Weinberge oder brachten mich auf andere Gedanken. Heute waren sie nur matschig, trist und leer. Bald würden Wildkräuter alles überwuchern und niemand würde mehr zwischen den Reben entlanggehen.

Im Vorbeigehen streifte ich die jungen Weintrauben, patschte durch die Pfützen, tropfnass am ganzen Körper. Mittlerweile waren meine Schuhe nicht mehr zu retten und an meinem Kleid gab es keine trockene Stelle mehr.

Doch darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Ich musste unseren Weinberg erreichen und die Stecklinge für meinen Vater holen.

Fortgehen. Das hatte er gesagt. Mit den Pflanzen sollte ich in der Ferne ein neues Leben anfangen. Alles in mir zog sich bei dem Gedanken zusammen. Meine Heimat verlassen zu müssen ... Ich schüttelte den Kopf. Die Weinberge und meine Familie würde ich nach dem heutigen Tag nie wiedersehen.

Endlich erreichte ich unseren Abschnitt des Hanges. Ich zog ein Messer aus meiner Rocktasche und schnitt mehrere junge Triebe ab. Dabei achtete ich darauf, von jeder Sorte mindestens zwei zu erwischen. Zügig lief ich durch die Reihen und sammelte das Vermächtnis meines Vaters ein.

Plötzlich hörte ich über mir das Dröhnen von Luftschiffmotoren. Tief duckte ich mich zwischen die Reben, kniete mich in den Matsch. Die Stecklinge legte ich vor mich auf den Boden. War das Militär bereits so nah?

Mein Herz pochte wild. Ich suchte die Straße zwischen den Weinbergen mit den Augen ab. Noch wanderten keine Soldaten in Richtung Rebenau, aber mein Vater glaubte dem Androiden. Sie würden kommen und jeden töten, dessen Bluttest positiv ausfiel.

Das Luftschiff flog über mich hinweg. Der Wind peitschte in mein Gesicht, zerrte an meinen Haaren. Vielleicht hatten wir Glück und wurden verscho...





Ein schriller Pfiff durchschnitt das Prasseln des Regens. Der Zeppelin in den weiß-roten Farben des Militärs setzte zur Landung an. Nicht weit von Rebenau, aber näher an unserem Nachbardorf.

Schwer schluckend rappelte ich mich auf. Ich durfte nicht trödeln. Ich sammelte die Stecklinge ein und lief zurück.

Reihe für Reihe zogen sich die Rebstöcke den Hügel hinab. Dann trafen sie auf den Weg, der die Weinfelder vom Dorf trennte. Ein Fachwerkhaus neben dem anderen duckte sich zwischen den Hügeln. Früher glaubte ich, die Häuser würden wie Celia und ich Verstecken spielen.

Celia. Allein der Gedanke an sie ließ mich die nächsten Schritte stolpern. Drei Tage lag ihr Tod zurück. Viel zu früh war sie gegangen. Nur eine Woche nach ihrem dreißigsten Geburtstag.

»Ach Celia ...« Was hätte ich dafür gegeben, nun ihr Lachen hinter mir zu hören. Ihre beruhigenden Worte, dass es sicherlich andere Gründe für die Landung des Zeppelins gab. Aber es konnte nicht sein. Myalig. Die unsichtbare Seuche war überall. Und nun kam das Militär, um die weitere Verbreitung einzudämmen.

Laut rief ich über den Regen hinweg in Richtung der Soldaten: »Mich werdet ihr nicht bekommen!« Stattdessen würde mich der Graf von Sonnfried bei sich aufnehmen, damit ich ihn bei der Erforschung eines Heilmittels unterstützen konnte. Dafür hatte mein Vater gesorgt. Denn im Gegensatz zu meiner Schwester hatte ich Myalig überlebt und meine Lebensenergie zurückgewonnen, was an ein Wunder grenzte. Niemand hatte bisher überlebt!

In den Zeitungen wurde ich aber mit keinem Wort erwähnt. Nur Celias Tod wurde betrauert. Bei mir konnten sich



die Ärzte nicht erklären, weshalb ich gesund wurde; deshalb beschlossen sie, lieber keine falschen Hoffnungen zu wecken. Sicherer war es, wenn alle Menschen sich von den Erkrankten fernhielten. Ich wusste das nur zu gut, denn meine Mutter spürte bereits den ermüdenden Griff der Krankheit. Viel schlimmer war nur, welche Konsequenzen mein Vater nun daraus zog. Er wollte lieber sein Leben vorzeitig beenden lassen, als andere anzustecken. Auch meinen Bruder sowie meine Mutter zwang er in diesen Tod.

Bei dem Gedanken schossen mir wieder die Tränen in die Augen. Ich wollte meine Familie nicht zurücklassen!

Aber mein gerade zurückgewonnenes Leben beenden wollte ich noch weniger. Daher tastete ich nach den sattgrünen Blättern der Stecklinge, schüttelte das Wasser von ihnen. Schüsse aus dem Nachbardorf hallten bereits über den Berg. Viel Zeit blieb nicht.

Der Schauer ließ nach und ging in einen angenehmen Nieselregen über. Dennoch zitterte ich vor Kälte und Angst. Mit gerafften Röcken, die Stecklinge fest umklammert, rannte ich weiter nach Hause.

Das nasse Gras mit der aufgewühlten Erde brachte mich hin und wieder ins Rutschen. Dann endlich betrat ich den Feldweg. Mit einem unangenehmen Kribbeln in der Magengegend lief ich zwischen den Häusern hindurch. Es fühlte sich komisch an, alles zum letzten Mal zu sehen, in dem Wissen, dass in wenigen Stunden hinter diesen Mauern niemand mehr atmen würde. Die Tropfen, die von den Fensterscheiben abperlten, waren wie ein düsterer Bote, der seine Tränen vorausschickte. Ebenso wie das Rinnsal auf dem Feldweg, das hangabwärts floss.



Zum Glück war keiner der Nachbarn zu sehen. Sie alle wären in Panik ausgebrochen und weniger vernünftig gewesen als meine Familie. Nur zu gut erinnerte ich mich an ihre Worte seit Celias Tod.

»Der Wein ist verseucht, trinkt ihn bloß nicht!«

»Bestimmt waren die Reben zu alt und kraftlos. Das hat sich übertragen.«

»Passt auf, haltet euch fern von den Buchherbsts. Sie sind der Tod auf Beinen.«

Immer wieder hatte ich Menschen auf dem Markt tuscheln hören. Uns hängten sie die Seuche an; dabei waren auch viele ihrer Verwandten und Freunde erkrankt.

Doch augenblicklich verflog meine Wut auf sie. Im Gegensatz zu ihnen konnte ich mir an einem anderen Ort ein neues Leben aufbauen. Diese Chance bekamen sie nicht. Das machte mich noch trauriger.

Mit gesenktem Kopf stapfte ich durch die Pfützen und bog in den Hintereingang zu unserem Hof ein. Ich drückte mich besonders dicht an die Wand, damit die alte Brauner nicht auf mich aufmerksam wurde.

Schuldgefühle stiegen wieder in mir hoch. Wie konnte ich fliehen und alle anderen hier zurücklassen?

Ich schlüpfte durch die Holztür zu unserem Hof. Die Lagergebäude über mir sperrten den Regen aus. Im Eingang stand mein Bruder Edwin mit vor der Brust verschränkten Armen. »Was dauert das so lange, Amanda? Mach verdammt nochmal, dass du hier wegkommst!« Er trat auf mich zu, baute sich vor mir auf und pikste mit dem Finger gegen meine Brust. »Du solltest dich schämen! Vater ist bereits wahnsinnig vor Sorge! Wir haben erste Schüsse gehört und du trödelst nur!« Er



nahm mir die Stecklinge ab und zerrte mich aus dem Durchgang in Richtung Innenhof.

Ich verdrehte die Augen. »Wie schnell kannst du bei dem Wetter hin- und zurücklaufen?«

»Du weißt, was auf dem Spiel steht und dennoch träumst du wieder nur vor dich hin!« Ohne Luft zu holen, redete er auf mich ein, meinte, er wäre schneller gewesen und überhaupt ...

Selbst jetzt konnte er in mir nur die kleine Schwester sehen. Wenn er nicht gerade betrunken war oder eines der leicht zu habenden Mädchen an seinem Arm hing, hatte er nichts Besseres zu tun, als mit mir zu schimpfen. Mit anderen sprach er vernünftig, wohlwollend. Vor allem bei unseren Kunden war er dadurch beliebt. Aber ich war seine kleine, fünfundzwanzigjährige Schwester und die durfte er herumschubsen. Von wegen! »Du hättest genauso gut gehen können! Dann hätte ich im Trocknen die Töpfe für die Stecklinge vorbereitet und bräuchte mich vor der Abreise nicht umziehen!«, brach es verärgert aus mir heraus. Aber sogleich verrauchte meine Wut. Nie wieder würden wir streiten können. So wollte ich mich nicht verabschieden.

»Gibst du mir nun die Schuld, dass du nass bist?« Er kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen. Dann schnalzte er mit der Zunge. »Sieh zu, dass du dir etwas Ordentliches anziehst. So kannst du unmöglich dem Androiden und später Graf Levante unter die Augen treten. Noch schlimmer, wenn Mutter dich sieht ... Tue ihr wenigstens den Gefallen, vor ihrem Tod noch ein letztes Mal ihre Tochter in einem gepflegten Zustand zu sehen.« Ein ängstlicher Schatten lag in seinem Blick, als er den Kopf senkte und auf die Stecklinge in seiner Hand starrte.



Am liebsten hätte ich ihn in die Arme geschlossen und den Zwist zwischen uns vergessen ... Nur war ich zu langsam. Er wandte sich von mir ab und machte es mir unmöglich, ihm die Hand zu reichen. Also lief ich über den Hof zur Treppe, die zu Celias und ... Ich korrigierte mich: Die zu meinem Zimmer hinaufführte. Als ich die Stufen erklomm, spürte ich Edwins Blick in meinem Rücken. Fühlte er ebenso wie ich?

Später würde ich ihm zeigen, dass ich ihm verzieh, wie er mich früher behandelt hatte. Das war ich ihm schuldig. Immerhin musste er bleiben.

Ich stieß die Tür zum Zimmer auf und sah mich hektisch um. Nicht einmal in Ruhe packen konnte ich. Reisekleidung anziehen und los, hatte mein Vater gesagt. Der Androide hatte ihm beigepllichtet, als er vor nicht einmal einer Stunde bei uns angekommen war. Keiner von uns wusste, wann das Militär in Rebenau einfallen würde. Vorher sollten der Nicht-Mensch und ich verschwunden sein. Aber wenigstens ein Andenken an meine Heimat wollte ich mitnehmen.

Ich ließ meinen Blick durch das Zimmer schweifen. Bald waren beide Betten leer. Das Lachen in unserem Raum war schon mit Celias Erkrankung verstummt. Nur noch einige Aquarelle an den Wänden erinnerten an sie. Wir hatten die kostbaren Farben so zart aufgetragen, dass die Sonne die Motive beinahe verblasst hatte. Ganz anders bei den beiden Bildern in der Mitte. Die Weinberge.

Lachend hatten wir auf dem Dach vom Schuppen gesessen, hatten unsere Pinsel abwechselnd in das Wasserglas gestunkt und über das Papier gestrichen. Manchmal über das Blatt der anderen. Ein herrlicher Sommertag vor zwei Jahren war es gewesen, als alles noch in Ordnung war. Voller



Wärme und Nähe. Für mich eine wertvolle Erinnerung an meine Schwester, an meine Heimat. Also nahm ich die Bilder von der Wand.

Ich klemmte mir die Rahmen unter den Arm und legte sie dann auf mein Bett. Die Tagesdecke war noch immer voller Haare von unserer Katze. Bald würde Mina sich wahrscheinlich einen anderen Schlafplatz suchen.

Dann zog ich die nassen Stiefel aus, hängte die Socken über den Schaft. Barfuß stapfte ich zu unserem Kleiderschrank hinüber.

»Was ziehe ich bloß an?« Ungeduldig schob ich ein Teil nach dem anderen zur Seite. Ein ähnliches Kleid, wie ich es im Augenblick trug, wollte ich auf keinen Fall für die Reise anziehen. Viel zu unpraktisch. Dann lieber eine der modernen Hosen, die Celia noch letztes Jahr getragen hatte. Ich fand zwar die abgelegten Arbeitshosen von Edwin angenehmer, aber die Pluderhose von Celia würde meiner Mutter sicher besser gefallen. Ihr musste ich den Abschied wirklich nicht noch schwerer als nötig machen.

Auch eine passende Bluse, ein nettes Tuch für den Hals und einen Ledergürtel schnappte ich mir von Celias Sachen. Bei der Unterkleidung blieb ich bei meinen eigenen Stücken. Da wusste ich, dass sie passten. Die Korsetts von Celia waren mir zu eng an der Taille und zu weit an der Brust.

Ich legte die Sachen auf mein Bett und zog mich aus. Sobald die nassen Stoffe zu Boden fielen, wurde mir bereits wärmer. Die Dachkammer war gut aufgeheizt und so trocknete meine Haut schnell.

Bestenfalls würde meine Mutter ignorieren, wie ich aussah. Wahrscheinlicher war, dass sie in Tränen ausbrach und



wieder wünschte, ich hätte den Platz mit Celia getauscht. Das wollte ich uns beiden nicht antun. Ich wusste, dass sie es nicht böse meinte. Auch sie war krank. Celia war zwar ihr Liebling gewesen, dennoch liebte sie auch Edwin und mich auf ihre Art.

Mit einem Seufzer zog ich die Kleidung meiner Schwester an. Es fühlte sich komisch an, als ob ich nicht ich selbst wäre. Aber so konnte ich wenigstens reisen und sah nicht wie ein Dorftrottel aus. Nun brauchte ich nur noch meine Haare in Ordnung zu bringen.

Ich schnappte mir die Bürste, zog die Zinken ziepend durch meine braunen Strähnen. Keine Chance. Die wirren Locken waren zu dick. Also blieb mir nichts anderes übrig, als sie zu einem losen Zopf zu flechten.

Zufrieden trat ich vom Spiegel zurück. Es würde ausreichen.

Mir selbst Mut machend, nickte ich meinem Spiegelbild zu. »Ich werde überleben und Vaters Wunsch erfüllen. Wir werden rechtzeitig Rebenau verlassen.« Ich verzog den Mund, denn es klang wenig überzeugend. Das Selbstbewusstsein meiner Schwester fehlte mir.

Ich wollte keinen Abschied, wollte Vater und Mutter nicht verlassen. Aber eine Wahl blieb mir nicht. Schweren Herzens griff ich nach meiner Umhängetasche, stopfte mein Skizzenbuch und einige Farben hinein. Die Bilder umwickelte ich mit einem Schal von Celia, um sie vorsichtig in der Tasche zu verstauen.

Mein Kleid und die Schuhe ließ ich dort, wo ich sie ausgezogen hatte, und schlüpfte in Celias Stiefel, auch wenn sie mir ein wenig zu groß waren. Immerhin waren sie sauber und trocken. Beim Hinausgehen griff ich meinen Mantel.



Als die Tür hinter mir ins Schloss fiel, hatte ich das Gefühl, mich endgültig von Celia und meinem bisherigen Leben zu verabschieden. Bis jetzt hatte sie in meinen Gedanken an meiner Seite gelebt, doch nun ...

Mir blieb nur noch ihr Bild.





## 2. Kapitel

# Letzte Worte

Edwin wartete unter der Überdachung im Innenhof auf mich. Den Blick hatte er starr auf die Treppe gerichtet, als achtete er darauf, dass ich mich auf jeden Fall verabschiedete.

»Was hat das so lange gedauert?«, grummelte er, als ich an ihm vorbei zum Haupthaus ging.

Ich ignorierte ihn.

»Amanda!«, fuhr er mich an. »Ich rede mit dir.«

Ich blieb stehen, drehte mich zu ihm um und zog ihn in meine Arme. »Ich wünsche mir so sehr, dass der Graf und dieser Androide unrecht haben!« Die Beobachtung in den Weinbergen behielt ich lieber für mich. Es reichte, dass er bereits die Schüsse gehört hatte. Ich drückte ihm einen Kuss auf die Wange. »Ich verzeih dir, wie du mich in der Vergangenheit behandelt hast. Du bist mein Bruder und wirst es in meinem Herzen immer bleiben.«

Er rührte sich nicht. Nur sein Atem kitzelte an meinem Ohr. Nach einem Moment löste ich mich von ihm und betrat das Haupthaus.

Zügig ging ich den düsteren Flur entlang und blieb vor der verschlossenen Tür zum Arbeitszimmer unseres Vaters stehen. Mit den Fingerknöcheln klopfte ich gegen den Rahmen.

Nur einen Augenblick später öffnete sich die Tür und ich sah in das Antlitz des Androiden. Verwirrt blinzelte ich. Warum öffnete der Gast? Allerdings bekam ich dadurch die Möglichkeit, ihn genauer zu betrachten. Er war unheimlich. Seine Augen ... tief schwarz. Nicht einmal ein Lichtfunken des Deckenleuchters spiegelte sich darin. Auch konnte ich nicht ausmachen, wohin er blickte. Nichts in seinen Augen rührte sich. Eindeutig unmenschlich.

»Fräulein Buchherbst, schön, Sie wiederzusehen.« Einladend wies der Androide in das Innere des Raums. »Bitte, setzen Sie sich zu uns.«

Er sah zwar menschlich aus in seinem Frack und mit den mechanischen Fingern, die auf den Sessel zeigten ... Aber das leise Zischen bei jeder Bewegung, die fahle Haut und seine Augen machten seine Andersartigkeit mehr als deutlich.

Mich überraschte, dass er auf meinen neugierigen Blick hin die Ärmel seines Jacketts hochschob. Zahnräder, Drähte und Schläuche kamen darunter zum Vorschein. Den weißen Handschuh zog er ebenfalls aus und zeigte mir seine Gelenke, die aus feinsten Kugellagern und anderen mechanischen Systemen bestanden. Nur einen Bruchteil der verbauten Teile erkannte ich von unseren Maschinen wieder.

Erstaunt hob ich eine Augenbraue. »Was für eine faszinierende Technik. Aber wie ist es möglich, dass Sie ...« Seit wann konnten Maschinen denken? Ich sprach die Frage nicht aus, sondern wandte mich an meinen Vater: »Wenn Graf Levente



so etwas schaffen kann, dann findet er doch ganz sicher auch ein Heilmittel! Ihr müsst mit uns fliehen!«

»Schließen Sie die Tür hinter ihr, Bartholomew«, wies mein Vater den unheimlichen Gast an. Für mich hatte er weder einen Blick noch ein Wort übrig.

Edwin drängte mich zur Seite und wollte ebenfalls eintreten.

»Edwin!« Vater hob den Kopf und sah von den Papieren auf seinem Schreibtisch auf. Meinen Bruder funkelte er böse an.

Aus den Schatten der Bücherregale trat meine Mutter auf meinen Vater zu. »Jonas, lass ihn. Das ist eine Familienangelegenheit.«

Erschrocken zuckte ich zusammen. Ich hatte nicht erwartet, sie hier zu sehen.

Vater seufzte. »Auch du, Odessa. Das ist ein Gespräch zwischen mir und meiner Tochter. Du und Edwin, ihr verlasst beide den Raum.«

Keine Bitte. Eine strikte Anweisung. Jeder von uns wusste, dass wir in solchen Fällen ohne Fragen zu stellen tun sollten, was er verlangte.

Deutlich hörbar zog meine Mutter die Luft ein. »Wie kannst du ...« Doch sie sprach nicht weiter. Gegen Vater erhob sie selten die Stimme und ging meistens einen Moment später wieder dazu über, ihn anzuhimmeln. Ganz anders, wenn sie auf mich oder Edwin wütend war.

»Vater!« Edwin stand neben mir, seine Wangen waren gerötet und die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Doch er schluckte runter, was er auf der Zunge hatte.

Mein Blick wanderte zu dem Androiden. Wie diese Szene wohl auf ihn wirken musste? Zumindest tat er so, als würde er von all dem nichts mitbekommen. Nur zwei Schritte von mir



entfernt stand er neben dem Globus vor dem Fenster. Er drehte ihn hin und her, hielt ihn an manchen Stellen an, um diese näher zu betrachten. Dabei beugte er sich so dicht über die Landstriche und Bezeichnungen, dass seine Nase beinahe die bemalte Holzoberfläche berührte. Als wäre er völlig in seiner eigenen Welt versunken, entzog er sich so dem Streitgespräch.

Auch ich wäre am liebsten mit meiner Umgebung verschmolzen. Ich wollte keinen Streit. Schon gar nicht jetzt. Zu tief saßen die Angst und die Trauer darüber, nur noch diese letzte Unterhaltung mit meiner Familie zu haben.

Mutter rauschte mit raschelnden Röcken auf mich zu und ergriff meine Hände: »Ich bin froh, dass du deine Schwester mit auf die Reise nimmst.« Sie hatte also die Kleidung bemerkt.

Ich wollte ihr ein aufmunterndes Lächeln schenken, ihr versprechen, dass alles gut werden würde, doch unsere Finger lösten sich voneinander und sie verschwand durch die Tür, ehe ich die passenden Worte finden konnte.

Edwin stand einen Moment neben mir. Dann drehte er sich um und ging. Von Vater waren keine weiteren Worte nötig.

Unschlüssig trat ich zwei Schritte auf den Schreibtisch zu, blieb dann aber mitten im Raum stehen. An diesem Ort, umgeben von Bücherregalen und mit dem Kamin hinter Vater, hatte ich mich früher zu Hause gefühlt. Jetzt schien mir alles fremd, als ob ich nicht mehr hierhergehörte.

Hinter mir schloss der Androide die Tür. Er ging auf einen der Sessel neben dem Schreibtisch zu, also blieb für mich der andere. Ich setzte mich auf das schwarze Leder und faltete die Hände über meiner Umhängetasche im Schoß. So wie mein Vater mich ansah, mit dieser Mischung aus Angst und Traurigkeit, war es kaum zu ertragen.



Ehe er mir zuvorkommen konnte, sagte ich: »Ich habe die Stecklinge geholt. Es tut mir leid, dass ich dafür so lange benötigt habe.«

»Amanda, ich wünschte, es gäbe einen anderen Weg.« Vaters Stimme war durchdringend und bohrte sich tief in mein Herz. Es tat weh, ihn so verzweifelt zu hören. »Bartholomew und ich sind übereingekommen, dass ihr noch in dieser Stunde aufbrecht. Wir können nicht darauf warten, dass sich die Teströhrchen in den nächsten Stunden regenerieren.«

»Aber Mutter und ich wurden noch nicht ...«

»Dein Ergebnis ist ungewiss. Und bei deiner Mutter kennen wir die Antwort.« Er schwenkte eines der zwei Röhrchen zwischen den Fingern. Ich hatte selbst gesehen, wie die Flüssigkeit im Inneren unter der Infrarotlampe des Androiden zu leuchten anfang. Positiv. Mein Vater und Edwin spürten zwar noch nichts von Myalig, aber ihr Blut zeigte dieselben Veränderungen wie das von Erkrankten. »Amanda, ihr habt keine andere Wahl. Durch diesen neuen Test wird das Militär jeden töten, dessen Blut aufleuchtet!«

»Ich habe es befürchtet. Die Worte des Grafen sind wahr. Über den Weinbergen habe ich ein Luftschiff beobachtet«, antwortete ich. »Den Farben nach gehört es zum Militär. Das macht mir Angst.«

»Fräulein Buchherbst«, wandte sich der Nicht-Mensch an mich. »Es wird mir eine Ehre sein, Sie sicher zu Herrn von Sonnfried zu begleiten. Machen Sie sich bitte keine Sorgen.«

Verwirrt starrte ich ihn an. Das Militär wollte jeden umbringen, der mit Myalig in Berührung gekommen war. Wie sollte ich mir da keine Sorgen machen?



»Amanda, es gibt einen Grund, weshalb ich dieses Gespräch nicht vor deiner Mutter und deinem Bruder führen wollte.«

Ich sah meinen Vater an. Er hatte die Hände auf den Schreibtisch gestützt und stand halb aufgerichtet vor mir. Lange betrachtete er mich. Dann sagte er endlich: »Du wirst nicht nur die Stecklinge mitnehmen, sondern alle unsere Ersparnisse. Bartholomew wird dich beschützen, bis du bei Levente von Sonnfried bist. Leventes Vater war ein alter Freund von mir. Auf Friesenfels wirst du ein gutes Leben haben. Nutze diese Chance.« Er ließ sich auf seinem Sessel nieder. »Deine Mutter und dein Bruder wissen nichts von dem Geld. Ich möchte, dass es dabei bleibt. Wir alle wissen, dass es nur noch eine Frage von Stunden ist ...«

»Stunden?« Ich riss die Augen auf. »Sie sind bereits in -«

Vater hob die Hand. »Dein Bruder hat deine Abreise vorbereitet. Du wirst dem Militär entkommen. Ich habe dich gebeten, die Stecklinge zu holen, damit die Rebsorten überleben. Besonders der Ur-Silvaner. Wenn sich hier niemand mehr darum kümmern kann ...« Er sprach nicht weiter, sondern drehte das Familienfoto auf seinem Schreibtisch so, dass ich es sehen konnte. »Unsere Familie wird in dir weiterleben. Der Graf ist davon überzeugt, dass du niemanden anstecken wirst, wir dagegen schon. Deine Mutter ist krank. Es ist noch nicht so schlimm wie bei Celia, aber damit ist sie ansteckend. Ich werde sie auf keinen Fall allein lassen. Nein, Amanda, es ist besser, wenn wir mit den anderen sterben. Aber dich möchte ich an einem Ort wissen, wo es dir gut geht. Wo du leben kannst und Graf Levente dabei hilft, dieser Seuche Einhalt zu gebieten.«



»Bitte, kommt mit mir! Wir können euch verstecken. Bestimmt gibt es irgendwann ein Heilmittel und dann ...« Es musste eine andere Möglichkeit geben.

»Nein. Nur du wirst mit Bartholomew gehen.«

Verzweifelt starrte ich auf meine Hände. Seit dem Tod von Celia hatte sich alles verändert. Auch wenn es mir nicht gefiel, ich hatte nur dort die Chance zu überleben. »Vater, darf ich eine Bitte äußern?«

»Nur zu.«

»Versteckt euch in den Weinbergen. Vielleicht finden sie euch nicht.« Ich sah den Androiden an. »In ein paar Tagen, wenn das Militär weg ist, dann können wir doch sicher zurückkommen. Wir könnten an Mutter das Heilmittel testen und ...«

Der Nicht-Mensch wandte sich mir zu. »Gnädiges Fräulein, es ist unausweichlich.« Es war merkwürdig, wie er sprach. Ohne eine Spur von Gefühlen. Eine Maschine, die nicht verstehen konnte, wie ich empfand.

Vater kam um den Tisch herum und legte eine Hand auf die Schulter des Androiden. »Amanda, mach es uns nicht noch schwerer. Wende dich lieber deiner Zukunft zu. Bartholomew ist Herr von Sonnfrieds Meisterstück. Er kann nicht nur mit uns kommunizieren, er lernt auch, sich uns anzupassen. Nicht wahr, Bartholomew? Vor allem aber ist er kein Überträger der Seuche und damit der beste Begleiter für dich!« In den Augen meines Vaters sprühte Begeisterung. So hatte ich ihn noch nie über eine Person oder technische Neuheiten sprechen hören.

Ich teilte seine Leidenschaft. Schon immer hatte mich interessiert, wie unsere Erntemaschinen funktionierten; leider durfte ich darüber nicht mehr erfahren. Das ziemte sich nicht



für eine Frau, hatte meine Mutter gesagt. Dabei wollte ich wissen, wie all die Zahnräder ineinandergriffen, um Kolben anzutreiben. Dann konnte ich es viel besser zeichnen und in Bildern festhalten. Wenigstens das Malen gefiel ihr. Ich schob den Gedanken an meine Mutter zur Seite und wandte mich wieder dem Androiden zu. »Ich bin davon überzeugt, dass mein Vater mich nicht mit Ihnen gehen lassen würde, wenn auch nur die Möglichkeit bestünde, dass mir etwas geschehen könnte.« Es war unheimlich, mit dem Androiden zu reden. Dennoch faszinierte er mich.

»So ist es.« Mein Vater trat zu mir und zog mich auf die Füße. Er hielt meine Hände fest und sah mich lange an. »Amanda, Levante von Sonnfried kann der Schlüssel zur Heilung sein. Durch ihn wissen wir, wer infiziert ist und wer nicht. Wenn einer dieser Seuche Einhalt gebieten kann, dann er! Hilf ihm. Du hast Myalig überlebt. Findet heraus, warum.« In seinen Augen stand eine weitere Bitte: Bleib am Leben und folge uns nicht in den Tod.

Ich blickte an meinem Vater vorbei und betrachtete Bartholomew. Der Androide zog seinen Handschuh wieder an und richtete sein Jackett. Er wirkte unbeteiligt. Dabei war ich davon überzeugt, dass er alles bis ins kleinste Detail mitbekam.

Um meinem Vater zu zeigen, dass ich auf ihn hören würde, fragte ich: »Herr von Sonnfried ist also ein Erfinder und ein Forscher?«

»Durchaus. Ich dachte mir schon, dass er dir gefallen könnte. Unsere Familien haben seit dem Tod seiner Eltern zwar nur noch losen Kontakt, aber er trägt maßgeblich dazu bei, dass unsere Weinlieferungen in den Norden weiterhin geschätzt werden.«





Ich zog meine Hände aus denen Vaters, warf ich mich in seine Arme und drückte den Kopf gegen seine Schulter, wie ich es als Kind so häufig getan hatte, um Trost zu finden. Nach einigen tiefen Atemzügen rang ich mich dazu durch, die Worte auszusprechen, die mein Herz mit Dunkelheit füllten: »Ich werde gehen. Dennoch wünsche ich mir, dass ihr alles dafür tut, um am Leben zu bleiben.«

»Amanda, wir werden in dir weiterleben.« Er strich eine Haarsträhne hinter mein Ohr. »Deshalb müsst ihr nun aufbrechen. Der Weg, der vor euch liegt, ist weit.« Seine Stimme klang belegt, als würde auch er um seine Fassung ringen.

Ich löste mich von ihm und trat einen Schritt zurück. Mein Blick wanderte zum Fenster. Noch war es hell, auch wenn die Regenwolken die Sonne verschluckten. Die Dorfstraße lag immer noch wie ausgestorben da. Keine Soldaten.

Mein Vater ging hinüber zum Globus. Er drehte ihn in Position und zeigte auf eine Stelle. »Hier sind wir. Rebenau.«

Ich ging zu ihm, worauf er den Globus ein gutes Stück unter seinen Fingern hindurch fahren ließ. »Dort wirst du bald leben.« Er deutete auf einen Flecken im Norden direkt an der Küste. »Friesenfels. Ein schöner Ort, auch wenn ich lange nicht da war. Es wird dir gefal-« Seine Stimme brach. Schnell wandte er sich von mir ab.

Der Nicht-Mensch gesellte sich zu uns. »Bis zum Luftschiffhafen brauchen wir gut vier Stunden. Die Nacht über fliegen wir und dann sollten wir fürs Erste sicher sein. Aber auch dann dürfen wir nicht trödeln.«

»Die Fässer«, fügte mein Vater erklärend hinzu.

Ich wusste sofort, welche er meinte. Die Eichenfässer im Weinkeller. Wir pflegten und hegten sie; füllten Flüssigkeit



nach, sobald zu viel verdunstet war. Dieser ganz spezielle Wein durfte nicht umkippen. Jedes Jahr zum Geburtstag von Mutter öffnete Vater den einen Tonkrug, den er für uns aufbewahrte. Es war wirklich ein ganz besonderer Wein. Eine Cuvée aus dem Ur-Silvaner mit Schlehentrauben, zu einem Rotling gekeltert.

Mir war nicht bewusst gewesen, dass schon wieder der Tag gekommen war, an dem sich die Fässer auf den Weg machten. Wohin wusste ich bislang nicht. Ich hätte aber niemals für möglich gehalten, dass ich jemals mit dem Wein auf Reisen gehen würde. Und nun würde ich sehen, wo der Zielort seiner Bestimmung lag.

Ein trauriges Lächeln schlich sich auf meine Lippen. Ich nickte meinem Vater zu. »Dafür hüten wir den Schatz? Für Herrn von Sonnfried?«

»Ja«, bestätigte die Maschine. »Herr von Sonnfried weiß den Wein sehr zu schätzen. Er entspricht vollkommen den Anforderungen.«

Ich musste also nicht nur dem Militär entkommen, sondern mich auch beeilen, damit der Wein die Reise gut überstand. Ich sah meinen Vater an und verneigte mich vor ihm. »Ich denke an euch.« Mehr Worte fand ich nicht, um mich von ihm zu verabschieden.

»Pass auf dich auf.« Er hauchte mir einen Kuss auf die Stirn. Seine Augen glänzten feucht. Dann führte er mich aus dem Arbeitszimmer in den Hof hinaus.